

1.

Das hinter uns liegende zwanzigste Jahrhundert trägt die Brandzeichen von millionenhaften Massenmorden, aber auch von Vertreibungen und Deportationen ganzer Bevölkerungsgruppen, die das Ausmaß der Völkerwanderungen nach dem Zusammenbruch des römischen Imperiums angenommen hatten. Betroffen davon waren in erster Linie die Juden, Polen, Ukrainer und Russen, in geringerem Umfang auch die baltischen Völker, die Tschetschenen, die Wolgadeutschen und andere Minoritäten in der Sowjetunion, und nach dem Ende des zweiten Weltkrieges auch nahezu ein Drittel der Deutschen, der Nation also, die für den Krieg allein und für die in diesem begangenen Verbrechen zum weitaus überwiegenden Anteil verantwortlich war.

Allerdings geht dies Thema inzwischen über die Bewältigungsversuche unserer individuellen und kollektiven Vergangenheit als Vertreiber und Vertriebene weit hinaus. Die von Armut und Elend getriebenen Migranten unserer Tage sind dem Heimatverlust ebenso unterworfen wie unsere Opfer und wir selber es damals in der Kriegs- und Nachkriegszeit waren; der zweiten Generation der Bewohner der Pariser Vorstadtghettos etwa ist sogar die persönliche Erinnerung an die verlorene Heimat nicht mehr zugänglich, so dass an Stelle des Verlusterlebnisses eine graue Leere tritt, manchmal versetzt mit veräußerlichten, insulären Heimatfragmenten, die ihnen ohne inneren Zusammenhang überliefert werden. Und das ist noch nicht alles. Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob nicht eine immer größere Anzahl auch von uns, die wir das Privileg haben, in reichen Ländern zu leben, nun, wo die fettesten Jahre vorbei sind, in eine Mobilität und Flexibilität hineingezwungen werden, die bereits die Entstehung von Heimatverbundenheiten schwierig macht, wenn nicht von vornherein verhindert. "Die Heimat der Zukunft wird für viele die Heimatlosigkeit sein" schreibt Carola Stern. Und vielleicht ist Heimat wirklich schon dabei, hinter unserem Rücken zu einem Atavismus zu mutieren, dessen Leerstelle von allen möglichen Surrogaten wie Sekten, Fanclubzugehörigkeiten oder religiösen Fanatismen besetzt werden kann. Deshalb geht das Thema nicht nur die Vertriebenen und die Vertreiber, sondern uns alle an.

2.

Bevor ich ins Einzelne gehe, ein paar Bemerkungen dazu, welche Erfahrungen mit dem Wort Heimat überhaupt umschrieben werden. Das Grimmsche Wörterbuch definiert Heimat als "das Land, oder auch nur der Landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden Aufenthalt hat". Die Klarheit und Eindeutigkeit der Definition geht allerdings auf Kosten ihrer Vollständigkeit. Denn man spricht auch von einer "neuen Heimat" anstelle der alten oder einer "zweiten Heimat" neben der ersten. Aber zweifellos gibt es hier eine kritische Obergrenze: wer in zehn Heimaten zuhause zu sein vorgibt, ähnelt in seiner Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit schon einem Chameleon - oder gar einem Heiratsschwindler. Ein Minimum an Dauer, an Verlässlichkeit gehört zur Erfahrung von Heimat dazu. Zum Erwachsenwerden gehört allerdings auch, dass man lernt, die Utopie der Unvergänglichkeit, die den Heimatbegriff wie eine Aura umgibt, nicht buchstäblich zu nehmen. Heimat ist für immer weniger Menschen einfach vorfindbar und für immer gegeben, man muss sie sich auch aneignen, indem man den Landstrich, in dem man lebt, mit seiner eigenen Geschichte anreichert - spätestens bei einer zweiten Heimat wird das sogar unabdingbar.

Heimat ist überdies ein zwiespältiger, oft auch verführerischer Begriff. Sie gibt einem Sicherheit und Kraft, man kann sie allerdings auch als einen Panzer benutzen, um nötigen Wandlungen nicht an sich heranzulassen. Das Althergebrachte als Schutz gegen das Neue.

Aber es gibt umgekehrt auch individuelle und kollektive historische Erfahrungen, die eine Skepsis, einen Vorbehalt, eine reservatio mentalis gegen allzu intensive Heimatgefühle, und damit ein Bewusstsein des Provisorischen bezüglich aller territorialen Bindungen hervorgebracht haben. So ist für die Juden in der Diaspora, die immer wieder neue Vertreibungen und Verfolgungen gewärtigen mussten, statt einer Landschaft die Schrift zu ihrer gesichertsten Heimat geworden. Und für viele Intellektuelle in der Moderne sind es, wie Plessner gezeigt hat, die geistigen Landschaften in ihrer Universalität, die an Stelle der territorial definierten partikularen getreten sind.

3.

Nun zu meinen persönlichen Erfahrungen als Zeitzeuge. Als der Hitler- Stalinpakt meine Eltern im November 1939 bewog, meine Heimat, Estland, zu verlassen und anstelle einer drohenden Deportation nach Sibirien für die "Umsiedlung" in die von Hitlerdeutschland okkupierten polnischen Westgebiete zu optieren, war ich gerade 13 Jahre alt geworden. Ich war ein Oberklassen- und Privilegiertenkind, wie die meisten meiner baltendeutschen Schulkameraden bis dahin aufgewachsen in einem wohl behüteten, großzügig bemessenen Geborgenheitsraum, in den nur ab und an seit vielleicht einem Jahr ein paar Schatten der Bedrohung durch den immer wahrscheinlicher werdenden Krieg gefallen waren. Der Schmerz, der mich traf, als wir dann wirklich aufs Schiff mussten, war umso heftiger. Ich gab die Schuld dafür dem Land, das uns wie es damals hieß "heim ins Reich" geholt, uns dann aber, dort angekommen, als Komplizen seiner Räubereien, in den sogenannten Warthegau gesteckt und mich, kaum dem Kindesalter entwachsen, den rabiaten Dressurmethoden der HJ ausgeliefert hatte, denen ich aufgrund meiner schwächlichen Konstitution nicht gewachsen war. Im Laufe der nächsten Jahre gewöhnte ich mich etwas daran. Aber richtig heimisch bin ich in Deutschland wahrscheinlich aufgrund dieses Traumas, nie geworden. Deshalb habe ich den Verlust des zweiten Zuhause, in Poznan, - dazu kam es, als ich im Januar 45 in Ostpreußen Soldat war - wohl auch nicht mehr als besonders schmerzlich empfunden, Hauptsache war, dass ich meinen Vater und meine Geschwister schon verhältnismäßig bald wiederfand. Selbst als ich ein festes Netz an Freundschaften geknüpft hatte, die meisten dieser Freunde ebenso wenig bodenverwurzelt wie ich, suchte ich noch nach Fluchtmöglichkeiten, nach einer zweiten, anderen Heimat. Auch wenn meine Versuche mehrfach scheiterten und ich zunächst jedes Mal wieder zurück musste: Paris und später auch Vietnam nahmen wenigstens für eine Zeitlang diesen unbesetzten Platz ein. Gleichzeitig aber verfolgte mich immer noch die Sehnsucht nach der ersten, nach dem arkadischen Kinderparadies, das vor allem unser Sommerhaus am Meer gewesen war. Rückkehrträume dorthin haben mich über viele Jahrzehnte begleitet, die jedes Mal schmerzlich mit dem Erwachen abbrechen - bis ich 1985 zum ersten Mal wirklich dorthin fahren konnte und alles wiedersah, nunmehr sicher, dass ich diese Erfahrung jederzeit wiederholen kann - da hörten sie auf. Erst viel später habe ich begriffen, dass die Bedingung für dieses Wiederfinden auch in dem extrem langsamen Zeitfluss während der kommunistischen Herrschaft bestand. Fast alles sah noch so aus, wie ich es von damals her in Erinnerung hatte. Wenn ich heute zum ersten Mal wieder hingefahren wäre, wo eine Welle explosiver Modernisierung Estland überrollt, hätte ich zwar vielleicht noch einige Silhouetten, aber sicher nicht mehr die Atmosphäre meiner Kindheit wieder erkannt. Denn in diese Modernisierung habe ich mich nicht einbringen können, in Estland ist sie ohne mich abgelaufen. Die Lehre, die man daraus ziehen kann, ist, dass Heimat zwar nicht in der Erinnerung, wohl aber in ihrer physischen Wirklichkeit, wie eine Theaterkulisse schließlich abgeräumt wird, wenn man selbst nichts mehr zu ihr beitragen kann.

Natürlich ist mein persönliches Anschauungsmaterial sehr begrenzt. Ich bin mir darüber im Klaren, dass die Umsiedlung der Baltendeutschen 1939 keine Vertreibung war, eher eine immer noch ziemlich komfortable Flucht. Die Transplantation ging trotz ihrer subjektiv

empfundenen Schmerzlichkeit für mich noch ziemlich sanft vor sich. Und was den Verlust unserer zweiten, Poznaner Häuslichkeit angeht, so musste ich mich, als ich aus der Kriegsgefangenschaft kam, zwar mit ihrem Resultat abfinden - der Akt ist, als er geschah, bei mir aber, anders als bei meinem Vater, meiner erwachsenen Schwester und meinem kleinen Bruder, in meiner Abwesenheit abgelaufen. Die ganze Brutalität von Vertreibungen und Fluchten habe ich so nur bei anderen wahrgenommen. Zuerst aus der umgekehrten Perspektive, als wir 1940 in Poznan ankamen und ich sah, dass in den uns angebotenen Wohnungen die Kleider oft noch in den Schränken hingen und Essensreste noch auf dem Tisch standen, und die noch nicht ins sogenannte Generalgouvernement deportierten Polen vom Bürgersteig herunter mussten, wenn ich ihnen entgegen kam. Es wurde uns per staatlicher Ordnung zugemutet, uns die neue Heimat durch Gewaltverhältnisse anzueignen - und natürlich profitierten wir auch davon. Daran musste ich denken, als ich beim Rückzug durch Ostpreußen während der Häuserkämpfe die zurückgelassenen gedeckten Tische und die noch zerwühlten Betten der geflüchteten deutschen Bewohner sah. Ja, wir waren eben vertriebene Vertreiber. Das Land, das mich in diese Rolle gedrängt hatte, blieb auch noch nach Kriegsende mein Aufenthaltsort, aber als Heimat wollte ich es nicht mehr akzeptieren.

4.

Ich wende mich als nächstem der Frage zu, wie es mit psychischen Störungen durch Heimatverlust steht. Das Wort Heimweh, das heute jede Form der Sehnsucht nach verlorenen Geborgenheitsräumen bezeichnet, hatte ursprünglich eine präzisere und stärker leidensbezogene Bedeutung. Es ist in der Schweiz im 16. Jahrhundert entstanden, und seine Entstehung ging einher mit der Verdiesseitigung des Heimatbegriffes, der im christlichen Mittelalter noch ausschließlich auf das Jenseits als Erlösung vom irdischen Jammertal ausgerichtet war. Das besagt nicht, dass es vorher keinerlei Vertrautheitsempfindungen angesichts des angestammten Lebensraumes gab. Aber sie hatte eben noch keinen auf den Begriff gebrachten sprachlichen Niederschlag gefunden. Die Befreiung des Glaubenssubjektes durch die Reformation dürfte die entscheidende Rolle dabei gespielt haben, dass dies schließlich geschah. So erst wurde auch der Verlust einer irdischen, diesseitigen Heimat thematisierbar. 1678 beschrieb Johann Jakob Harder in seiner Dissertation "de nostalgia" das Heimweh der Schweizer Söldner in Frankreich: die sogenannte Schweizer Krankheit - damals wurde ein großer Teil der europäischen Söldnertruppen aus Schweizern rekrutiert. Deren besondere Anfälligkeit wurde vom Autor mit der "Einfachheit der Sitten" der vom Heimweh betroffenen in Verbindung gebracht. Sie hatte aber sicherlich auch etwas mit der Enge und Abgeschiedenheit der Lebensverhältnisse in den einsamen Alpentälern zu tun. Jedenfalls führte diese Anfälligkeit zu massenhaften Erkrankungen und Desertionen, so dass den Soldaten das Abingen von volkstümlichen Weisen aus ihrer Heimat wie dem sogenannten "Kuhreigen", bei schwerer Strafe verboten wurde, weil dadurch regelrechte Epidemien in Gang kommen konnten. Hier findet man erstmals Beschreibungen eines Phänomens, das mehr als zwei Jahrhunderte später als "abnormen Erlebnisreaktion" klassifiziert werden sollte, und in dem bereits eine Ursache, das Heimweh, und ein dazu wie ein Schlüssel zum Schloss passender Auslöser, das Volkslied, benannt wurden. Auf eine höhere Ebene, die der Empfindsamkeit, wurde das Heimweh dann durch die Romantik gehoben, die ihm gleichzeitig, als ungeliebtes hegelianisches Erbe, sein Gegenteil, das Fernweh gegenüber stellte. Der romantische Mensch sehnt sich danach, wo er gerade nicht ist und gerade danach, was er gerade nicht hat. Danach spielte der Begriff heimwehkrank keine besondere Rolle mehr in der Psychologie und Psychiatrie.

5.

Erst Karl Jaspers hat in seiner 1909 veröffentlichten Dissertation "Heimweh und Verbrechen" dies Thema wieder aufgegriffen. Es handelte sich um Mädchen vom Lande aus ärmlichen Familien, die von ihren Eltern als Dienstmägde oder Landarbeiterinnen weit weg vom

heimatlichen Dorf, das die vorher nie verlassen hatten, an landadelige Gutsbesitzer verdingt wurden. Dort fanden sie keinen Geborgenheitsraum, nichts Vertrautes, gerieten in Panik und steckten schließlich ihre Schlafstätte an, um der für sie unerträglich gewordenen Situation ein für alle Male ein Ende zu bereiten. Da ihre intellektuellen Fähigkeiten sehr begrenzt waren, standen ihnen angemessenere Bewältigungsmöglichkeiten ihres Heimwehs nicht zur Verfügung. Die Enge und Abgeschlossenheit des Herkunftsraumes war, wie bei den Schweizer Söldnern, eine weitere Entstehungsbedingung für die Intensität der Heimwehreaktion, die ja nicht nur im Erleiden des Heimatverlustes, sondern dazu noch in einer Kurzschlussreaktion auf dieses Erleiden bestand. In seiner Allgemeinen Psychopathologie führt Jaspers dementsprechend die Heimwehreaktion als einen von vier Typen der abnormen Erlebnisreaktion auf. In diesem Werk dient sie allerdings nur noch der Illustration dessen, was er unter der Diagnose einer abnormen Erlebnisreaktion versteht.

Nach Jaspers wurde es um das Thema Heimweh wieder still - bis die Fluchten, Vertreibungen und Migrationsbewegungen, die um die Mitte des 20. Jahrhunderts einsetzen, auch wissenschaftlich bearbeitet werden. Im "Nervenarzt" veröffentlicht 1947 ein Horst Geyer den Aufsatz "Das Flüchtlingsheimweh und seine Behandlung". In der Folge wird der Begriff Heimweh in die weiter gefasste Vorstellung von Entwurzelung integriert, und es werden nun auch einzelnen von ihr betroffene Flüchtlings- bzw. Migrantengruppen untersucht: von Kienle die "Entwurzelungsreaktion der Balkandeutschen" - 1964 in den "Fortschritten der Neurologie und Psychiatrie" (S.600 - 611), und Maria Pfister Ammende trägt 1960 im "Nervenarzt" 28 "Zur Psychopathologie der Entwurzelung" .."psychiatrische Beobachtungen an heimatvertriebenen Donauschwaben" vor. Erstmals werden jetzt auch psychische Probleme von Arbeitsmigranten an diese Thematik angeschlossen: Klaus Poeck befasst sich mit der "hypochondrischen Entwurzelungsdepression bei italienischen Arbeitern in Deutschland" (Deutsche Medizinische Wochenschrift 87,(1962) S. 1419 - 1424), und Charles Zwingmann schreibt im von Maria Pfister Ammende herausgegebenen Sammelwerk "Uprooting: and after" über "ein psychologisches Problem ausländischer Arbeitskräfte". C. Hafer nimmt schließlich 1962 "Zur kulturellen Bedingtheit der Heimwehreaktion" Stellung.

Kennzeichnend für die ab der sechziger Jahre erscheinenden Arbeiten ist, dass sie sich in erster Linie mit der Entwurzelungssituation und den kulturellen Mitbringenseln der Betroffenen auseinandersetzen und die diagnostisch klassifikatorischen Schlussfolgerungen dem gegenüber in ihrer Bedeutung zurücktreten. Diese werden zu möglichen Reaktionstypen der thematisierten Grundsituation, der Entwurzelung. Damit wird einer kultur- und ethnopsychiatrischen Betrachtung der Weg gewiesen. Und diese zeigt, dass die Bevölkerungsgruppen, die vorher in besonders engen, abgeschiedenen Verhältnissen gelebt haben und nichts anderes als die eigenen Lebensregeln kannten, psychisch störanfälliger sind, wenn sie in eine neue, ihnen völlig unvertraute Umgebung hinein katapultiert werden. Nicht nur intellektuelle Defizite, auch kulturelle Engstirnigkeiten können somit zu psychischen Dekompensationen führen. Und solche Dekompensationen, das war das Neue vor allem an der Arbeit Poecks, zeigen sich nicht bloß in der Form von abnormen Erlebnisreaktionen, sondern können auch als hypochondrisch depressives Leiden von vitalem Tiefgang auftreten.

6.

In den bisher besprochenen deskriptiv psychopathologischen, ethno- und sozialpsychiatrischen Deutungsversuchen der Heimwehreaktionen ging es jedes Mal um die Beschreibung und Benennung eines Verlusterlebnisses und darum wie die Betroffenen auf die Leiden, die es hervorruft reagieren, sowie schließlich um die Dingfestmachung der kulturellen Bedingungen und der sozialen Umstände, durch welche die besonderen Anfälligkeiten für gerade solche Verlusterlebnisse entstehen. Es ging ihnen also um das Verständnis der subjektiven Erleidensvorgänge, ihrer objektiven wie subjektiven Bedingtheiten sowie der Versuche ihrer Bewältigung. Eine erste Verschiebung dieser hermeneutischen Perspektive

wird in der Psychiatrie der Naziverfolgten erkennbar, für die das epochale Werk von Baeyers, Häfners und Kiskers in der deutschen Literatur beispielhaft ist. Ihnen ging es darum, den wissenschaftlichen Beweis dafür zu führen, dass unter psychischen Extrembedingungen wie in den Konzentrationslagern, aber auch in der ständigen Todesangst in den Verstecken, bei nahezu allen Betroffenen psychische Dauerschäden entstehen können, besondere Anfälligkeiten durch Konstitution oder kultur- bzw. sozialisationsbedingte Prägungen dazu also gar nicht vorausgesetzt werden müssen. In einzelnen Fällen wurde bereits schon Heimatverlust und erzwungene Emigration als ausreichend für die Entstehung solcher Veränderungen erachtet. Nur durch die Durchsetzung eines solchen neuen wissenschaftlichen Paradigmas in der Lehre von der "abnormen Erlebnisreaktionen" konnten die Autoren die meist widerspenstigen und halsstarrigen deutschen Entschädigungsbehörden und Gerichte dazu bringen, den leidenden Verfolgungsoptionen lebenslange Renten zu bewilligen. Doch dazu musste der Nachweis erbracht werden, dass sie nicht nur immer noch unter den Verfolgungserfahrungen litten, sondern dass diese Erfahrungen die gesamte Funktionsweise ihres psychischen Apparates im Sinne einer Behinderung dauerhaft verändert hatten. Wenn auch mit den damaligen Methoden keinerlei Spuren dieses Vorganges im Gehirn zu finden waren, schien doch einiges für ihre Existenz zu sprechen. Gleichsam als ihre Repräsentanten wurden in den Gutachten psychovegetative Symptome aufgeführt, auch um die objektivierungsbedürftigen Beamten und juristischen Entscheider zufrieden zu stellen und ihnen Ausflüchte abzuschneiden.

7.

So läutete die Verfolgtenpsychiatrie eine neue Phase, ja ein neues Paradigma der Psychotraumatologie ein. Mit den modernen Technologie wie PET und evozierten Potentialen ließen sich nämlich auch tatsächlich Hirnregionen ausfindig machen, die verstärkt arbeiteten, wenn Traumareminiszenzen wachgerufen wurden. In die Bresche, die von der Verfolgtenpsychiatrie in die Theorie der vorwiegenden Anlage- bzw. individuellen Anfälligkeitsbedingtheit für dauerhafte Reaktionen auf Traumata geschlagen hatte, drangen nun aber auch andere Betroffenenengruppen mit ihren Ansprüchen ein. So wurden sexuell Missbrauchte, in Anlehnung an die Shoaopfer, von denjenigen, die meinten, damit ihre Interessen zu vertreten, nunmehr "Survivors", "Überlebende" genannt. Mit der Arbeit der Greifswalder Forschergruppe um Harald J. Freyberger "posttraumatische Belastungssymptome als Spätfolge von Kindheiten im 2. Weltkrieg", die bei 10 % von 93 Probanden eine Störungen "vom Schweregrad einer posttraumatische Belastungsstörung" festgestellt hatte, wurden schließlich auch deutsche Flucht- und Vertreibungsoptionen den Dauer- und Spätbetroffenen hinzugezählt. Mir erscheint es allerdings sehr fraglich, ob eine derartige Ausweitung noch im Sinne von Baeyers und Kiskers wäre, die immer auf die Einzigartigkeit der Extrembelastungen in den KZ und der rassischen Verfolgungen hingewiesen haben. Und zudem fürchte ich, dass in der Wende der deutschen Psychosomatik von einer die Betroffenen verstehenden hermeneutischen zu einer objektivierend konstatierenden Vorgehensweise, zur taxonomischen Klassifikation und deren Verwurzelung in somatischen Befunden, auch wissenschaftspolitische Demutsgebärden gegenüber der Dominanz der mathematisch statistischen und molekularbiologischen Forschung in der Medizin zum Ausdruck kommen.

8.

Als letztes wende ich mich den Bewältigungs- und Kompensationsstrategien des Heimatverlustes zu. Die psychodynamisch orientierte Psychiatrie unterschied zwischen einem Störungs- und einem Abwehrpsychismus. Bei den Reaktionen auf Heimatverlust wären Störungspsychismen etwa der Verlustschmerz und die Hilflosigkeit, die sich aus der kulturellen, sozialen und kommunikativen Orientierungslosigkeit ergeben kann. In solchen Situationen versucht der Betroffene meist, den unerträglichen Schmerz hinter sich zu lassen und seine verlorene subjektive Handlungsfähigkeit wieder herzustellen. Das entspräche einem

Abwehrpsychismus. Seine elementarste Form sehen wir in Jaspers brandstiftenden Dienstmägden vor uns, welche die unerträgliche neue Umgebung einfach abzubrennen und damit auszulöschen versuchen, vielleicht in der magischen Erwartung dass mit ihrem Verschwinden was vorher da war wiederhergestellt werden kann. Andere, schon etwas "konstruktivere" Versuche sind die Bildung von Parallelgesellschaften aus mitemigrierten Heimatgenossen unter aggressiv zwanghafter Befolgung kultureller und ethnischer Traditionen, z.B. patriarchalischer Verhältnisse und archaischer Ehrbegriffe. In Frankreich werden sie unter dem Titel "Communautarisme" abgehandelt. Schließlich treten noch Surrogatbildungen wie religiöser Fanatismus, Fanclubbindungen oder die Bildung von Jugendbanden hinzu. Dass auch Drogen und Alkohol eingesetzt werden, um Verlust und Desorientierung erträglicher zu machen, versteht sich beinahe von selbst. Wie sieht nun angesichts solcher immer noch von Hilflosigkeit geprägten Kompensationsversuchen eine einigermaßen gelungene Bewältigung aus? Dazu habe ich kein Rezept anzubieten: bestenfalls lassen sich ein paar Andeutungen machen. Sie kann nur in einer Aneignung des Fremden bestehen, in einer Aneignung, die nicht nur zu seiner Assimilation und seinem zunehmenden Vertrautwerden führt, sondern auch zu der Mitwirkung an seiner Weiterentwicklung. Sich selbst in sie einbringen heißt auch, dass man alles, was man selbst aus seinen bisherigen Heimaten mitgebracht hat, in sie einfließen lässt. Man muss also einen inneren Dialog zwischen der verlorenen alten und der zu gewinnenden neuen Heimat zu führen lernen, beide müssen sich in einem selbst an einander abarbeiten. Nur so gewinnt Integration einen Sinn. Ob etwas derartiges im mondialisierten Kapitalismus allerdings noch funktionieren kann, ist eine bestenfalls noch offene Frage. Schließlich gibt es noch eine letzte mögliche Bewältigungsform des Heimatverlustes, mit Hilfe derer die eigene Handlungsfähigkeit ebenfalls wiederhergestellt werden kann: den innerlich vollzogenen Verzicht auf jegliche regionalisierte Heimatlichkeit und, daraus erwachsend, den Entwurf und das Engagement seiner selbst als Weltbürger, auch dies unter Einbringung all dessen, was man aus seinen verlorenen Heimaten mitbekommen hatte. Manche Emigranten sind diesen Weg gegangen. Er verspricht eine Selbstverwurzelung im gesamten Planeten Erde, deren Grundlage nur die solidarische Gemeinschaft aller seiner Bewohner, die gegenseitige Empathie füreinander und die Arbeit an der Weiterentwicklung der menschlichen Vernunft sein kann.